

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 11.

Posen, den 7. Juli 1927.

Nr. 11.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

10. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Eigentlich ist es wahr, was er sagt,“ dachte sie und erschrak dabei zu Tode. Es war ihr, als suche sie nach Girnhalders Worten, nach dem festen Griff seiner Hand. Und sie sagte sehr ernst: „Nein, du hast doch nicht recht, Thomas. Darum, weil ich so denke, habt ihr ja die Hölle auf Erden in euerm Haus. Und wenn du nur ein einziges Mal es auf die andere Art versuchen tätest, du würdest sehen, wie viel leichter alles geht.“

„Du predigst ja heut wie ein Pfarrer,“ spöttelte er. „Bei so einem sauberen Pfarrer geh' ich auch gern am Ostermorgen in die Kirche. Mit dem Ruz ist's also wirklich nix? Dann laß uns nur heimgehen, Margritli.“

Sie waren nicht weit vom Wege ab, und nach kaum zehn Minuten Wandern hatten sie den Waldbrand erreicht, traten aus dem Schatten hervor und schauten auf das Gehölz hernieder. Die Bäume waren noch kahl, wie nackt lagen Hof und Haus da im Sonnenlicht. Unter der Haustür stand Judith. Sie hatte die Hand schützend über die Augen gelegt und spähte hinauf. Thomas und Margrit dachten, daß es wohl nicht gut sei, daß Judith sie zusammen sah. Aber sie hatten ja von Vergebung und andern heiligen Dingen geredet. Im ruhigen Bewußtsein ihres sauberen Gewissens schritten sie frei und offen nebeneinander den Pfad hinunter.

Judith aber lief den ganzen Morgen im Haus herum, als ob sie mit einem Gewitter geschwängert ginge, und Mann, Mutter, Magd, Knecht und Kind wichen ihr scheu aus dem Wege. Sogar der Hoshund verkroch sich vor ihrem haßerfüllten Gesicht tief in seine Hütte und heulte wie in einer unerklärlichen Angst.

Der Nachmittag brachte dann die Gäste in reicher Fülle. Judith trug ihr schönstes Kleid, eine flammendrote Seidenbluse, dazu einen kurzen karierten Rock. Ihre böse Laune schien verschwunden, Lächeln tanzte in ihren Augen, freundliche Worte auf ihren Lippen, und alle im Hause atmeten erleichtert auf. „Die Frau ist gut aufgelegt heut,“ sagte Märti, der Knecht, zur Magd. Die Kätter aber verzog höhnisch den Mund: „Ja, die! Ein Straßenhimmel und ein Hausteufel ist sie! Aber wenn sie euch nur ein kleines bißel schön tut, dann macht ihr euch zum Narren vor ihr, alle Mannsbilder — und du nit ausgenommen.“ Und entrüstet schwenkte das Kätterle mit ihren Röcken davon.

Thomas schaute seinem Weibe heute mit gelassener Ruhe zu, wie sie als gewandte und fröhliche Wirtin ihres Amtes waltete. Er wunderte sich über sich selbst, daß keine Gereiztheit gegen sie in seinem Herzen war. Das Margritli hatte vielleicht doch nicht so unrecht: man mußte gut sein, dann trug sich alles leichter. In einer mitleidigen Aufwallung rief er den kleinen Leonhard herbei und ließ ihn einen Schluck aus seinem Glase trinken. Da fing er einen so glutheißen und doch demütigen Dankblick aus Judiths dunkeln Augen auf, daß es ihm seltsam weich zu Sinne wurde. Eine groke Güte

erwachte in seiner Seele, und sie kam ihm von ihr — von Margrit.

Er suchte sie mit den Blicken. Sie trug ein lichtblaues Leinenkleid, darüber den schwarzen Spitzenchal, samt der schwarzen Seidenschürze. Born am Halsausschnitt blühten ihr ein paar Schlüsselblumen, die ihn an die Stunde im Walde gemahnten. Auf dem Kopfe trug sie, des hohen Festtags wegen, die breite Flügelhäube mit den Franzen, und die langen kupferroten Zöpfe hingen ihr, mit Band durchflochten, lang herunter. Ihr Gesicht war fein und klar. Nur ein paar verstreute Sommersprossen schienen wie Goldtupfen mit einem spitzen Pinsel sorgfältig auf die weiße Haut gemalt. Einen sehr roten Mund hatte Margrit, der aussah, als dürste er nach Küssen. Aber Augen, in denen noch alle Sehnsüchte schliefen.

Auch andere sahen, daß sie schön war. Wohin sie ging, folgten ihr die Blicke der Gäste. Jetzt näherte sie sich ihm und sagte im Vorbeigehen: „Gib dem Kinde keinen Alkohol, Thomas, es ist nicht gut.“

Er lachte: „Das sind neumodische Mucken. Einem rechten Markgräfler schadet der Wein nix!“

„Andern doch,“ beharrte sie.

„Gut denn, wenn du's willst, so laß' ich's. Aber wie wär's mit einem Tanz, Margrit?“

Sie schüttelte den Kopf. „Judith hat es gewiß nit gern.“

„Ach geh, die tanzt ja selbst! „Ein Tanz in Ehren wer will's verwehren,“ heißt's doch im Lied. Oder willst du's besser wissen als der Hebel?“

Zögernd gab sie seinem Drängen nach und betrat an seiner Seite den Tanzboden, der mit Wimpeln und Kränzen schön geziert war und von den Tritten der Tanzenden ständig zitterte.

Thomas legte den Arm um sie und zog sie in den Reigen.

Und wie Margrit so von seinem Arm gehalten im Tanze hinflog, da kam es wie ein Glücksrausch ohnegleichen über sie. Maßvergeffen gab sie sich der Freude hin, ja sie meinte nie vorher gewußt zu haben, was Freude sei, bis an den heutigen Tag. Freude, das war Tanz, Bewegung, Musik — und noch etwas Heißes, Seltames, das wie ein dunkler Feuerstrom durch ihr Blut rann. Als die Musik schwieg, blieb sie tief aufatmend stehen. Er ließ sie langsam aus seinem Arm gleiten und sah sie erstaunt an. „Du tanzt ja wie der Satan, Margrit! Und tust immer so kalt und gemessen. Das hätt' ich gar nicht von dir gedacht. Jetzt seh' ich's. Du bist doch eine echte Schwandertochter!“

Sie strich sich mit der Hand über die Stirne, wie aus einem Traum erwachend. „Unsereins sollt' nit tanzen,“ sagte sie bang.

„Warum nit?“

„Ich weiß nit. Es reizt einen so mit!“

„Das ist ja grad' das Rechte, Margritli. Komm, noch einen Walzer!“

„Nein, nein, ich will nicht mehr tanzen, Thomas. Schau, Judith ist auch auf dem Tanzboden, nun sind wir alle drei hier, wer soll denn bedienen? 's Kätter wird ja nit Meister!“

Judith wirbelte gerade eben in ihrer roten Bluse wie ein Feuerball an ihnen vorüber. Margrit schaute sie an und erschrak. Sah sie selbst auch so aus beim Tanzen, so wild, so rot und verzaust, so zigeunerisch? Sie strich ihr Haar glatt und ging eilig hinunter, um sich hinfert ganz der Bedienung der vielen Gäste zu widmen.

Da mochte auch Thomas nicht mehr tanzen, schlenbertete langsam, sein Bärtchen drehend, die kleine Holztische hinunter und zwischen den im Garten unter den lahlen Linden aufgestellten Tischen hin und her. Es war grade eben ein seltsamer Gast in den Wintergarten getreten. Er hatte kleine wippende Maifäser auf dem Hut und bot allerlei Scherzartikel feil. Kleine weiße Gipsmäuse an Schnürchen, bunte Messchen an Fäden, vorschnellende Holzscheren und Quetschpfeifen. An den Tischen verweilend, verkaufte er bald da bald dort etwas von seinen billigen Säckelchen und würzte seine Anpreisungen mit allerhand Späßen, so daß immer ein lautes Gelächter aufsprasselte, wo er hintrat. Es war ein mittelgroßer Mann mit einem offenen Schallgesicht. Seine braunen Augen standen etwas zu weit auseinander, die Nase war grade und kurz, die Oberlippe deckte die Zähne nicht ganz, die ein wenig auseinanderstanden. Das gab dem Gesicht etwas kindlich Harmloses, dem nur bisweilen ein blitzschneller scharfer Raubvogelblick wider sprach.

Beim ersten Anblick hatte Zwiggart das Gefühl, als habe er den Mann schon einmal gesehen, als sei er ihm in einer unguuten Stunde einmal über den Weg gelaufen. Wann und wo das gewesen sein mochte, wußte er nicht mehr. Als er jetzt an ihm vorüberkam, blieb er bei ihm stehen und fragte ihn nach Namen und Herkunft.

Der Mann gab an, Franz Fuchslocher zu heißen, aus dem Bayerischen zu stammen und für gewöhnlich mit Hosenträgern, Zwirn, Schuhbändern und ähnlichen Dingen zu haufieren. Diese Scherzartikel seien nur für Festtage.

Der Name sagte nichts, und der Hausfrierer machte dazu so ein vollendetes Schafsgesicht, daß Zwiggart wieder irre wurde. In dem Wunsche, den Fremden näher zu prüfen, vielleicht in seinem Gedächtnis eine Spur von einer früheren Begegnung wieder zu finden, ließ er ihm ein Viertel Wein kommen. Der Mann setzte sich an einen abseits stehenden Tisch, und der Wirt blieb bei ihm stehen und hörte ihm zu, wie er von seinem Handel und seinen Wanderungen sprach.

Ob denn das Geschäft seinen Mann nähre, fragte Zwiggart. „So schlecht und recht,“ gab der Fremde zurück. Freilich möchte er wohl auch lieber Wirt zum „Legten Heller“ sein als ein armes Krämerlein mit einem Bauchladen. Er meine, die Schenke habe keinen so üblen Platz, und dem Staat ein Schnippchen zu schlagen, sei noch keine Todsünde! Dabei kniff er das linke Auge zu und blinzelte den Wirt mit dem rechten.

„Das ist nit wahr!“ rief Margrit heraus. Sie zitterte am ganzen Leibe vor Zorn.

„Ob du's ableugnest oder eingestehst, das ist mir ganz gleich. Aber daß du's nur weißt, ich laß mir meinen Mann nit nehmen. Und mein Kind erst recht nit. Ehnder Schlag' ich's tot, als daß ich's dir gib.“

„So behalt's. Ich hab's gut gemeint, und du dankst mir's übel,“ sagte Margrit hart.

„Benigstens weißt du jetzt, wo du dran bist,“ gab Judith kalt zurück. Margrit hatte in einer schweren Schule gelernt, ihren Zorn zu beherrschen. So drehte sie der Schwester schweigend den Rücken und ging in ihr Zimmer. Sie schob den Riegel vor, setzte sich auf den Bettrand und starrte verstört vor sich hin. Nie in ihrem Leben hatte sie ein Antlitz so von Haß verzerrt gesehen wie das weiße, entstellte Gesicht ihrer Schwester Judith.

Von diesem Tage an ging Margrit ihrem Schwager aus dem Wege. Sie wich ihm aus, wenn er über den Hof ging, und sie schwieg auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten und hielt die Augen auf den Teller gesenkt. Gegen den kleinen Leonhard wagte sie nur noch im Ge-

heimen freundlich zu sein, denn sie wußte, jeden guten Blick von ihr mußte er mit einem harten der Mutter, jede Liebesung von ihr mit einem Puff Judiths büßen. Sie suchte wohl, ihrem veränderten Betragen den Schein von Groll und Gefränktheit zu nehmen, aber ihre Traurigkeit konnte sie nicht verbergen, und das war, wie wenn eine Regenwolke über dem finsternen Hause stand. Alle spürten ihre Kälte und Dunkelheit und sehnten sich nach dem warmen Sonnenstrahl zurück. Leonhards große, dunkle Augen, die ratlos und sehnsüchtig waren wie die eines Tieres, folgten Margrit, wo sie ging und stand. Thomas stieß gereizt mit den Gerätschaften herum, und Rätter machte einen „Kopf“ — ein vom ganzen Hause gefürchteter Zustand. Einzig Judith schien zu frieden, wiegte sich in den Hüften, wenn sie durch die Stube ging und mit den Gästen plauderte, und mühte sich sogar, gegen Thomas freundlich zu sein, der es ihr aber mit absichtlicher Kälte dankte. Dies wiederum ward auf Margrits Schuldkonto gesetzt, die ein recht ungutes Leben mit der Schwester hatte. Wenn die Gotte nicht als drohendes Schreckgespenst vor ihr aufgestiegen wäre, sie hätte sich wieder nach Hergatingen hinaufgeschlüchtet, zu dem einzigen Menschen, dem Niedrigkeit und Bosheit der Welt nicht höher stieg als bis an die Stiefelsohlen.

Eines Tages las Margrit auf den Matten hinterm Gehöft das gefallene Frühobst auf, und der kleine Knabe half ihr dabei. Da sah sie Thomas gerade auf sich zukommen, und ihr Herz fing an, unsinnig zu klopfen. Denn es gab keine Matte ringsum, die man nicht vom Hofe aus hätte sehen können. Wenn Judith sie aber mit Thomas zusammen erblickte, so gab es wieder einen Sturm zu bestehen. Sie wandte sich also, ergriff den Korb und wollte sich eilends entfernen. Er vertrat ihr aber den Weg. „Was hab' ich dir getan, Margrit, daß du so gegen mich bist?“

(Fortsetzung folgt.)

Hugo Marti:

Weißt du, wie ich dich liebe.

Weißt du, wie ich dich liebe,
Weiser Weg durch die Sommernacht?

Blumen wie brennende Kerzen säumen
Deine vom Tag verstaubten Gasse.
Salme, die von der Sichel träumen,
Rittern laufend im Frühwind leise,
Und von den schönen Birkenbäumen
Nimmst du Gräße mit auf die Reise.

Du gehst vorbei an meinem Haus.
Weißt du, wie ich dich liebe?
Ich schaue dir nach und ich höre dich singen
Und höre dein Wanderlied ferne verklingen
In die laue Sommernacht hinaus.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Orell Füssli, Zürich, dem schönen Gedichtbände „Der Kelch“ von Hugo Marti, entnommen.)

Telephonepisode.

„Der gnädige Herr werden am Telefon gebeten!“

„Sie wissen doch, daß ich arbeite.“

„Sehr wohl, aber es sei etwas Wichtiges!“

„Wer ruft denn?“

„Der Herr sagte, er wäre ein guter Freund vom gnädigen Herrn!“

Mergerlich steht Professor Buller auf, verläßt mit einem wehmütigen Blick nach seinem geliebten Manuskript das Arbeitszimmer und eilt zum Telefon.

„Hallo! Hier — —“

Die Stimme am anderen Ende des Drahtes unterbricht ihn: „Grüß Sie Gott! Wie geht's, wie steht's? Immer wohl auf! Aber selbstverständlich! Welche Frage! Ich freue mich riesig, Sie wenigstens telephonisch — — denken Sie, Ihr Mädchen wollte Sie gar nicht zum Telefon rufen, Sie wären in Ihre Arbeit vertieft. Aber ich habe mir gedacht: Arbeiten? Rächerlich! Was werden Sie schon arbeiten!?“

„Galt! Mit wem habe ich eigentlich das Vergnügen?“

„Sie erkennen mich nicht? Ja — ausgezeichnet! Sie werden gleich wissen, wer ich bin, wenn ich Ihnen unser Rauberwort sage: Maximbar! Paha! Jetzt hats geschnappt! Was? Ja, alter Freund, gemeinsame Dummelnächte kiten zusammen!“

„Verzeihung, aber ich habe leider . . .“ (noch immer keine Antwort, will Professor Wuller sagen).

Die Stimme aber unterbricht ihn: „Kein Grund, sich zu entschuldigen! Ich bitte Sie — im Telephon klingt manchmal die Stimme des intimsten Freundes fremd! Noch dazu, wo ich aus einem so ausgewerkelten Automaten rufe! — Ja, richtig, ich muß Ihnen doch gratulieren! Meinen Glückwunsch! Von ganzem Herzen —“

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen! Ich — Sie müssen sich —“

„Nur nicht so bescheiden! Ehre, wem Ehre gebührt! Ha — ha! Sie waren immer so blödsinnig bescheiden! à propos, bescheiden: Gehen Sie heute wieder in dieses elende Nest zur Sommerfrische? Kann ich nicht begreifen! Ich gehe nach Ostende! Ich brauche Komfort, wissen Sie, mondainen Trubel . . .“

Wuller (wütend): „Ich dachte, daß Sie mir etwas Wichtiges —“

„Na hören Sie? Die Wahl der Sommerfrische erscheint mir kolossal wichtig! Freilich, Sie mit Ihrem Nest! Aber gut — reden wir von etwas, das Sie gewiß interessieren wird! Also — was sagen Sie zu Bobby? Sie sind sprachlos — was?“

„Wer ist Bobby?“

„Aber ich bitte Sie! Bobby, der mit dem Goldbahn, der immer mit uns — — Also, ich sage Ihnen, dem gehts fein! Profurist ist er geworden und seine Kleine, die Lore — oder wie sie heißt —, hat er endlich an die Luft gesetzt und ein prachtvolles Gspüß hat er jetzt angefangen mit einer Frau! Mit der schönen Frau Elvira! Unverständene Frau, verstehen Sie! Ihr Mann ist ein Bücherwurm! Sie werden ihn gewiß auch kennen, den Professor Wuller! He? Ein alter Trottel, nebenbei gesagt!“

„Was?“

„Da staunen Sie! Ja, der Bobby hat immer Glück gehabt bei den Weibern! Eine appetitliche Frau! Sie erzählen es doch nicht weiter? Man muß solche Sachen diskret behandeln! — Uebrigens soll sie nicht gerade sehr wählerisch sein, ziemlich freigebig mit ihrer Gunst. Ein offenes Geheimnis — bloß ihr Herr Kamel, der alte Wuller, merkt natürlich nichts! Ha — ha! So ein Rhinogerus!“

„Herr! Sie werden mir Rechenschaft geben!“

„Aja! Haben Sie am Ende auch — —? Will sagen: Sind Sie auch unter den — ha — ha — Interessenten!“

„Sozusagen! Ich bin nämlich selbst — —“

„Ich weiß nicht, warum Sie so schreien?! Sie sind so eigenhümlich! Und Ihre Stimme?? Ich werde doch nicht falsch verbunden sein? Wer spricht dort eigentlich?“

„Der alte Trottel, das Kamel — das Rhinogerus!“

„Sie sind nicht Schulze? Nicht Frik Schulze? Unerbört!“

Und da haben Sie die Frechheit, mir die geheimsten Geheimnisse zu entlocken? Mich eine halbe Stunde lang aufzuhalten? Unerbarmlich!“

„Hallo! Hallo! —“

Der am andern Ende des Drahtes hat abgeläutet.

G. M. N. d.

Beinlicher Prozeß.

Von Sigismund von Nadecki.

„ . . . denn es hätte gewesen sein können.“ Diesen Satzschluß, den ich soeben niedergeschrieben, deckte ich müde mit dem Abjuchblatt zu und empfand dabei eine gewisse Ahnung, als ob ich hier die melancholische Leidenschaft des Konjunktivs, den ohnfüchtigen Schmerz der Möglichkeitsform nicht tief genug ausgeschöpft hätte. Denn ich war, wie gesagt, müde, und daher taumelte ich schlaftrunken ins Bett. Eine Sekunde noch blieb das Auge an der Kerze, der Schlafstörerin, hängen — dann war sie ausgelöscht und alles dunkel.

Rangsam sank ich durch die meergrünen Tiefen des Schlafes, Traumalgen bogen sich leise nach mir hin, und endlich landete ich in einem elektrisch beleuchteten Riesensaal, in welchem Tausende von Menschen durcheinander redeten. Nun gestellte eine Glocke, alles setzte sich, verstummend, nieder, und der Vorsitzende erhob sich langsam hinter seinem giftgrünen Tisch. Jetzt merkte ich, daß ich gerade ihm gegenüber auf einem Armsünderbänkechen saß — freie Bahn zwischen uns —, und daß ich also angeklagt war. Du lieber Gott, was hatte ich denn verborgen? Da flammete es auch schon in Glutlettern an der Riesenwand hinter ihm auf: „Verbrechen gegen den Geist des Konjunktivs!“ Und schon blickten all die vielen tausend Wörter, die rings auf den Stuhlreihen saßen, mit weißen Köpfen nach mir hin. Es herrschte eine beklemmende Stille, in der nur das leise Getrappel der hereingeführten Zeugen hörbar wurde; ich zählte ihrer fünf, sie waren abgemagert und trugen blutige Wundbinden. In der Reihenfolge „Es — hätte — gewesen — sein — können“ nahmen sie stumm auf der Zeugenbank Platz und sahen vergrämt vor sich hin. Mir wurde furchtbar traurig zumute.

Doch jetzt begann der Vorsitzende seine Rede. Wie es schien, war er das „Ich“ und hatte, wie jedes Wort, nur sich selber zu sagen, aber mit welcher Eindringlichkeit brachte er sich dafür zu Gehör! Leicht vornübergeneigt, stützte er die Arme aufs grüne Tuch und öffnete weit seinen Mund: „Ich — Ich — Ich — Ich — Ich . . .“ sagte er, und seine würdigen und selbstbewußten Worte drangen allen zu Herzen. Ich bekam eine schreckliche Angst, denn im Publikum war Bewegung entstanden, ich fühlte das drohende Riesenauge einer Menge auf mich gerichtet. Im anschwellenden Gemurmel machten sich die merkwürdigen Wörter vernehmlich;

einige konnte ich ganz gut erkennen: da startete das „Ist“ — ein „Frühling“ lag umrankt da, er glühte, grünte und blühte und „Frühling“ lag umrankt da, er glühte, grünte und blühte und sah lässig den beiden ü-Punkten nach, die wie zwei Bienen über seinen Blättern summt; neben der unbeschreiblich zarten Jungfrau „rein“ hatte sich „Schwein“ hingewälzt und rief trunzend seine Schwarte an ihr — und noch viele, viele andere konnte ich erkennen. Aber nun sprang der Staatsanwalt mit pfeilscharfer Nasenspitze hoch, sein Finger schnellte wie ein Florett auf mich hin: „Du — Du — Du — Du — Du . . .!“ stieß er keuchend hervor, seine Rede war lang, erbarmungslos und vernichtend. Die Ueberzeugungskraft seiner Worte schien so groß, daß ich beim besten Willen nichts zu antworten wußte und gebrochen dasah.

Nun jedoch platterte mein Verteidiger mit graziosen Schaufeln zum Saalfenster herein: es war ein ungeheurer peruanischer Schmetterling, ein Morpho Dilus, mit saphirschimmernden Flügeln, die einen tiefschwarzen Zadenrand hatten. Er vollführte ein kurzes Begrüßungsflattern vor dem Vorsitzenden „Ja“ und setzte sich dann mit herrlichem Flügelschlagen auf den Rand seines Ratheders. Alles schwieg erwartungsvoll, und er begann, unvorbereitet, sogleich seine Rede. Durch sanftes Flügelschlagen und leises Vibrieren seiner schwarzen Fühler machte er sich ungemein verständlich. Er sagte, daß er auf dem Ramm einer langen Ozeanwelle hierher zum Reichsgericht nach Leipzig gefahren sei, und auf dem Wege viel unter widrigen Binden zu leiden gehabt habe. Der westliche Weg über den Pazifik wäre vielleicht doch wohl bequemer gewesen. Alles hörte ihm interessiert zu und nickte zu jedem seiner Flügelschläge. Er sei, so sagte der Morpho Dilus, von der Güte und Einsicht des Herrn Richters überzeugt. Der Angeklagte wäre noch lange nicht der Schlimmste, „und vor allem, meine Herren,“ sagte er, „es hätte doch immerhin gewesen sein können, wirklich — es hätte gewesen sein können!“

Das klang so plausibel und war überdies so wahr und tief empfunden, daß alle Wörtern gerührt blickten — selbst „Schwein“ hörte für einen Moment verduht mit dem Reiden auf —, und ich sogleich das Schlusswort erhielt. „Meine sehr geehrten Herren und Damen und Neutra,“ sagte ich, „ich hatte so keine Ahnung davon, daß diese kleine stilistische Nachlässigkeit zu schwere Verletzungen und Kontusionen von Persönlichkeiten zur Folge haben könnte, mit denen ich mich gerade als Schriftsteller gut zu stellen allen Grund habe. Ich bereue es tief, bitte jeden der werten fünf Herren Zeugen um Verzeihung, und will in Zukunft mit ihnen viel schonungsvoller und mitfühlender umgehen. Vor allem aber will ich Sie nunmehr jedesmal zuerst um Erlaubnis fragen, und ich bin überzeugt, daß Sie mir höchstherzig Ihre Meinung über den jeweiligen Fall nicht verweigern werden!“

Ich erhielt eine Bewährungsfrist von vierhundert Seiten und schloß freudestrahelnd den Buchbeutel des Saales hinter mir zu. Der alte Gerichtsdiener klopfte mir gutmütig auf die Schulter: „Aber nächstens machen's net wieder solche Stücke!“ sagte er.

Moderne Globetrotter.

Eine der bekanntesten Globetrotterinnen unserer Zeit, Fräulein Marta L. Root aus Pittsburg, ist wieder einmal „auf den Beinen“, auf einer ihrer Reisen um die Welt. Sie hat sozusagen die ganze Welt gesehen: China, Neu-Seeland, Südafrika, Amerika und Europa. Diesesmal ist sie schon wieder bis Stockholm vorgedrungen. Sie gehört aber nicht zu den reichen Frauen, die aus Langeweile reisen und weil sie nicht wissen, wie sie ihr vieles Geld sonst unter die Leute bringen sollen, sie reist aus geistigen Interessen und verdient sich ihren Unterhalt während der Reisen durch Berichte an Zeitungen. U. a. ist sie Mitarbeiterin von 50 verschiedenen Zeitungen Chinas.

Ihr Hauptinteresse gilt der Lehre Baha-e-lahs, die hier noch so wenig bekannt ist, daß einiges darüber gesagt werden soll. Baha-e-lah will durch „universelle Erziehung“ zu einer besseren sozialen Organisation gelangen. Fräulein Root hat auf ihren Reisen den Versuch gemacht, seine Lehre zu verbreiten, und es ist ihr gelungen, verschiedene Staatsmänner ernstlich dafür zu interessieren. Eines der großen Ziele dieser Lehre ist der allgemeine Weltfrieden. Nach Ansicht von Fräulein Root ist der Weg dazu gar nicht schwierig, wenn die Lehren Baha-e-lahs, die vor mehr als sechzig Jahren verkündet wurden, befolgt werden. Wohlstand und Fortschritt könnten der Menschheit durch sie gesichert werden. Jede Gemeinde und jeder Staat würden in dieser Lehre ihr höchstes Ideal verwirklicht finden. Die sozialen Probleme wie auch die philosophischen Fragen finden darin ihre völlige Lösung. Nach Ansicht des Fräulein Root wird eine allgemeine Besserung in den sozialen Zuständen eintreten, wenn diese Lehre erst einmal allen Menschen bekannt ist.

Nebenbei hält diese idealistisch veranlagte Dame Vorträge über die Weltsprache, das Esperanto, das unlegbar immer weitere Fortschritte macht.

Von mehr sportlichen Gelüsten scheinen dagegen die beiden Amerikaner geleitet zu werden, die dem Vernehmen nach am 31. Juli von Long Island aufsteigen werden, um die Welt zu umfliegen. Sie wollen ihren Weg über San Francisco, Honolulu, Kajumigaura, Charbin, Irkutsk, Omsk, Moskau, Paris, London, Queentown, Neufundland, Newyork

nehmen und haben sich als Motto aufgestellt: „Um die Erde in 63 Stunden.“ Man denkt an Jules Verne mit seinem einst so vielgelesenen und abenteuerlichen Buch: „Reise um die Erde in achtzig Tagen.“ Diese beiden Amerikaner Vinton Wells und Leigh rechnen nach andern Zeitmaßen und müssen auf die Langsamkeit jenes phantastischen Schriftstellers mit einiger Verachtung herabsehen. Daß jemals die Wirklichkeit die Phantasie überflügeln könnte, scheint wirklich wie ein Märchen. Nur der Traum ist noch schneller als selbst das Flugzeug dieser Märchenflieger, die ihren Aeroplan entweder mit Pontons oder mit Starträdern ausrüsten wollen und damit zeigen, daß sie durchaus keine Phantasien, sondern Männer der Wirklichkeit sind. Ihr Wolkenschloß hat feste Wände, deshalb braucht man kaum noch um sie zu fürchten. Die kühnen Flieger haben sich die Welt und die Weite erobert. Wäre es ein Wunder, wenn jetzt alle tatendürftigen, kühnen, jungen Burken nur den einen Wunsch hätten, Flieger zu werden? Die Ehrungen, die Lindbergh und Chamberlin berechtigterweise von der ganzen Welt dargebracht werden, müssen ja den Ehrgeiz in jungen Gemütern wachrufen, es ihnen gleichzutun. Dort in der Luft geht es nicht nach Stellung und Bildung — unser Chamberlin war in seiner Jugend Cowboy und hat sich erst während des Weltkrieges zum Flieger ausgebildet! —, sondern dort entscheidet Tatkraft und Unternehmungslust — Mannestugenden —, fast wie einst bei den Entdeckungsreisenden. Die Welt ist „entdeckt“ und kartographiert, — jetzt ist das Reich der Lüfte den jungen und kühnen Eroberern aufgetan!

Allerlei Wissen.

Weiche oder harte Betten? Ein amerikanischer Wissenschaftler hat sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt und will herausgebracht haben, daß man in einem Bett mit spartanisch harten Unterlagen acht Stunden Schlaf brauche, um sich geistig frisch zu fühlen, während man in einem weichen molligen zu diesem Zweck nur sechs Stunden schlafen müsse. Allerdings handelt es sich hierbei nur um die Erholung in geistigem Sinne.

Die ursprüngliche Bedeutung der Buchstaben. A hatte ursprünglich die Bedeutung von Adler (im Semitischen die Bedeutung von Rind); durch das B wurde der Kranich verinnbildlicht (bei den Semiten hieß es so viel wie Haus). Die übrigen Buchstaben hatten die folgende Bedeutung: G = Eimer (Kamel); D = Hand (Tür); F = Hornschlange (Nagel); J = junger Vogel (Waffe); Ch = Sieb (Zaun); T = Tau (Schlange); V = zwei (Sand); K = Korb (Kaut); L = Löwe (Schiffen); M = Eule (Wasser); N = Wasser (Fisch); S = Riegel (Stütze); Ph = Korb (Mund); Ts = Schlange (Fischerhafen); Q = Gastein (Dehr); R = Mund (Kopf).

Von der Geschichte der Schulfreien. Der Brauch, den Schülern alljährlich regelmäßig schulfreie Zeiten zu gewähren, war in Deutschland noch im späten Mittelalter ganz unbekannt. Nur an den großen Kirchenseiertagen waren die Schulen geschlossen, wogegen die Sonntage gewöhnlich nicht schulfrei waren, wie zum Beispiel in Nürnberg, wo auch der Sonntag als Schultag galt. In anderen Städten waren wieder die Kirchenseiertage nur dann schulfrei, wenn sie gerade auf einen Sonntag fielen. Erst im 16. Jahrhundert begann man, wie Calm feststellte, regelmäßige Schulfreien einzuführen, so zuerst im Jahre 1558 in Freiburg, wo die Lateinschüler im Herbst vierzehn Tage Ferien erhielten.

Fröhliche Ecke.

Die kluge Auswahl. „Wer was von Musik versteht, trete zwei Schritt vor!“ befiehlt der Sergeant auf dem Kasernenhof. In der Doffant, bei der Kapelle einen leichten Posten zu finden, tritt ein halbes Duzend Soldaten heraus. „Also los, ihr sechs Kerle“, ruft der Gewaltige, „schleppt mal rasch den großen Flügel aus der Kantine im Parlerre nach dem Offizierskasino im sechsten Stock!“

Unmöglich. Der Laufjunge, der um sechs frei hat, soll noch einen Gang machen. „Ich kann nicht“, erklärt er. „Ich gehe heute ins Kino.“ „Aber das Kino fängt ja erst um sieben an“, sagt man ihm. „Zawohl“, erwiderte er, „aber ich muß nach Hause und betteln, denn es dauert eine Stunde, bis Mutter das Geld gibt.“

Kindliche Unschuld.

Der kleine Fritz hatte von seinen Eltern gelernt, daß man vor der Mahlzeit immer ein Tischgebet sprechen sollte, um Gott dem Herrn für das tägliche Brot zu danken. Als die Sommerferien begannen, reiste er mit seinen Eltern in einen Badeort. Als sie dort in einem Hotel die erste Mahlzeit einnahmen, begann Fritz sogleich ohne Tischgebet zu essen.

„Aber Fritz, du vergißt ja das Tischgebet“, sagt die Mutter mit mildem Vorwurf.

Fritz antwortet verwundert: „Aber Mutter, heute bezahlen wir ja.“

Offenherzig.

Der Direktor eines Knabenpensionats rügt den kleinen Hans heftig, weil er sein Messer vor dem Essen am Tischstuch abwischt. „Ist das bei Euch zu Hause Sitte?“ fragt er großend. „O nein“, sagt Hans, „bei uns zu Hause erhalten wir saubere Messer.“

Berliner Jugend.

„Wat guäste inma so, vadammta Bengel?“ schreit der Stipo einen Jungen an.

„Machense keen Jemedere, Herr Wachtimeesta“, sagt der Junge, „der Dokter hat mir voordnet, id soll öftas ins Trilne gucken.“

Zum Kopferbrechen.

Rösselsprung.

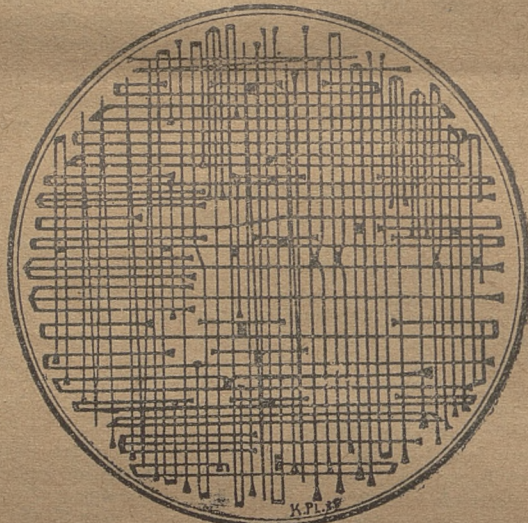
	ge-	taut	zen			
	se	schät-	haft	baut	sich	
mit	selbst	die	läßt	be-	du	mußt
wür-	preis	ihn		du	den	nicht
dir	dei-	dem	set-	den	schweiß	nicht
markt-	zen	du	nem	nach	er-	lohl

Aus den Stößen:

ad — an — au — bac — biß — chi — chus — de — den — dieh — e — ed — eg — er — erb — hol — im — la — land — le — len — leng — me — mel — mont — mund — nietz — rus — sche — se — sisch — ti — trin — uh — ur — verb — zeit — zi
bilde man 18 Wörter von nachstehender Bedeutung, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Shakespeare-Zitat ergeben. (8 gilt als ein Buchstabe!)

Bedeutung der Wörter: 1. Mineral, 2. Maser, 3. Freistaat, 4. Sprache, 5. Stadt in Sachsen, 6. Erdperiode, 7. Gott, 8. Baum, 9. Verbrecherspezialist, 10. grammatikalische Bezeichnung, 11. Hülsenfrucht, 12. italienischer Wein, 13. männlicher Vorname, 14. amerikanische Tennismeisterin, 15. Philosoph, 16. europäischer Staat, 17. Drama von Goethe, 18. Zwischenmahl.

Magischer Kreis.



Bringt man das Blatt in die richtige Lage zu den Augen, dann kann man unschwer ein Sprichwort entziffern.

Vielseitig.

Ein Ding zu Spiel und Sport,
Dazu ein Abschiedswort
Ergibt — mach' kein Geficht —
Ein regelrecht' Gedicht.

No.

Auflösung Nr. 2.

Rösselsprung: Sei mitleidsvoll, o Mensch, zerdrücke — Dem Käfer nicht die goldne Brust — Und gönne selbst der kleinen Mücke — Den Sonnentanz, die kurze Lust! (Wilhelm Jordan.)

Silbenrätsel: Gehorcht der Zeit und dem Geseh der Stunde! Schiller (Maria Stuart). 1. Gudrun. 2. Eberhard. 3. Hummel. 4. Orgel. 5. Rienz. 6. Cäsar. 7. Siebe. 8. Titania. 9. Dezember. 10. Eidechse. 11. Rheinland. 12. Zirkus. 13. Oster. 14. Interpunktion. 15. Taufe. 16. Urne. 17. Nadel. 18. Duero.

Rätsel: Masche — Masch(in)e — Maschine.

Opernrätsel: Mozart — Adam — Rossini — Tschailowsky — Herold — Auber — Martha (von Flotow).

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styr, Poznań.